



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

1.

Ende Mai.

Sommertänze. — Böhmen in Frankreich. — Was ist der Cancan? — Studien bei Mabilles und in der Chaumière. — Die Möbel der Nacht.

Paris ist glücklich, Paris tanzt! Es tanzt allabendlich an zwanzig Orten mit tausend und tausend gehobenen Beinen, mit tausend und tausend geschwungenen Armen; es tanzt im Freien, unter blühenden Akazienbäumen, unter dem silbernen Lichte der Sterne und beim Schimmer der Gasflammen! Und wie tanzt es? — Ach mit jener bacchantischen Ausgelassenheit, mit jener maaslosen Hingebung an den Gott des Leichtsinns, die sonst nirgend wo bekannt ist als eben in Paris! Da bleibe ernst und nüchtern wer es vermag, Ihr Correspondent vermag es nicht, und wenn er sich einmal hat verleiten lassen vor den hundertfarbigen Anschlagzetteln stehen zu bleiben, die an allen Straßenecken prangen, ist er für den Abend verloren. Daß man doch Augen und Ohren diesen Plakaten verschließen könnte, die uns mit Sirenenstimmen die wunderbaren Kunden von den 20,000 Gasflammen, von den prächtigen Feuerwerken, von den neuen Quadrillen und den diversen Maifesten bringen! Aber nein! Wie Elfenhöre über den geharnischten Ritter herfallen, der durch den bösen Zaubewald reitet, ihn mit Rosenketten gefangen nehmen und ihm die Rüstung Stück für Stück vom Leibe ziehen — so fallen diese Annongen, holde Versprechungen flüsternd, über den Wanderer her, der um eine Straßenecke von Paris biegt, rauben ihm die Waffen seiner Kraft und führen ihn zuletzt mit Blumenketten gefesselt in eines jener Zauberschlöffer, die da „Ranelagh“ oder „Chateau-rouge,“ „Mabilles“ oder „Chaumière“ heißen.

Ich, der Schreiber dieser Zeilen, habe freilich einen ganz aparten Nüchhalt, um mich vor mir selber zu entschuldigen, wenn ich diese Orte öfter besuche als eben nöthig ist. Ich bin nämlich ein Böhme und mache mir weiß, daß ich die „Bals champêtres“ von Paris nur darum besuche, um die heimattlichen Tänze

der Polka und des Redowaks (la *Rédowa* hier genannt) wieder zu sehen und die alten böhmischen Melodien wieder zu hören, die mir vor Jahren im alten Prag so wollüstig im Ohre geklungen. . . . Ja, ich kann sie nicht vergessen diese Melodien, sie mahnen mich an eine alte, verklungene Zeit und sind gewiß ein starker Grund, der mich gegen das Pariser Orchester so nachsichtig macht. Als ich einst in Lüttich träumend am Fenster meines Gasthofes saß und der alte Dom mir gegenüber mit seinem Glockenspiele eine Polka von Hilmar anstimmte, kamen mir Thränen der Rührung in die Augen; hier in Paris überkömmt mich ein Gefühl, das aus Rührung und Lustigkeit gemischt ist, wenn ich das Orchester der Studentenbälle die Polken von Labitzky aufspielen höre. Ein böhmischer Patriotismus ergreift mich dann, ich denke an mein armes, stummes Vaterland, das eben nichts anders zu verschenken hat als Melodien, die dann aber auch die Munde durch die ganze Welt machen und Böhmen, das traurige Land, in den Ruf eines wahren *pays de cocagne* bringen.

Doch so ist es, und Böhmen wird es nicht glauben, wenn ich es hier sage, daß es in Frankreich für ein Land des Jubels und des Tanzes, der Ungebundenheit und der tollen Genialität gilt. Das habe ich schon oft erfahren müssen. Mehrmals geschah es, daß eine der Damen von *Bal Mabillo*, mit denen man so leicht bekannt wird, mich nach einigen Minuten des Gesprächs fragte: wo ich her sei. Die Antwort „*de la Bohême*“ ruft dann jedesmal ein Lächeln hervor. *De la Bohême*: das hält jeder im ersten Augenblicke für einen Witz; bei nochmaliger Beteuerung wurde es eine Empfehlung. *La Bohême* ist den Franzosen das imaginäre Land des Leichtsinns, *les Bohémiens*, *les Bohémiens de Paris* heißt alles leichte Volk der Künstler, Poeten, Genialen im Leben der Kunst. „Es muß ein schönes Land sein, dies Böhmen,“ erwiderte mir Eine, „gewiß heiterer und schöner als Frankreich, und ich begreife wohl, daß es das Vaterland der Polka und Redowa ist.“ O Winde tragt dies Wort in's Vaterland! Aber welcher Böhme würde seinen harmlosen Nationaltanz in dem erkennen, was die Pariser aus ihm gemacht haben. Jeder Tanz gewinnt hier in Paris einen eigenthümlichen Charakter und wird zum Cancan. Ja zum Cancan, denn an allen diesen Orten wird jener seltsame Tanz getanzt, der durch ganz Europa berühmt oder berüchtigt ist, nach dem sich jeder neue Ankömmling begierig erkundigt und von dem sich die meisten Leute in Deutschland keine rechte Vorstellung zu machen wissen. Diesen Leztern möchte ich nun den Cancan gerne beschreiben, aber es scheint mir unmöglich dies zu thun, ohne unanständig zu werden. Ich begnüge mich also damit hier zu sagen: daß der Cancan eine Carikatur der Française ist, die zu den tollsten und wunderbarsten Variationen Anlaß gibt. Viele Leute behaupten, der Cancan sei ein zweideutiger Tanz. Dem muß widersprochen werden; es gibt nichts unzweideutigeres als den Cancan.

Die *Bals champêtres* von Paris können in zwei große Abtheilungen gebracht werden: in die Bälle der Loretten und in die Bälle der Grisetten. Der Repräsentant der ersten Klasse ist der *Bal Mabillo*, der Repräsentant der zweiten ist die *Grande chaumière*. Nach dem *Bal Mabillo* rollen in ihren Equipagen oder in denen ihrer Geliebten die berühmten Löwinnen der *Boulevard's*, die Frauen des „*Quartier Breda*,“ die Schauspielerinnen der Vorstadttheater; in die

Chaumière wandert die Grisette zu Fuße an der Seite ihres Studenten. Im Bal Mabille nickt die stolze Feder vom Hüte der Damen, in der Chaumière ist noch zuweilen das einfache Häubchen der wahren Grisette, der femme d'étudiant zu sehen.

Eben so verschieden wie seine Besucher sind die Orte selber. Der Jardin Mabille ist ein Zaubergarten, den die Cultur von Paris mit allem Reiz geschmückt; die Gärten des guten Aladin waren nicht prachtvoller. Da wandelt alles unter dem Laubdach prächtiger, blühender Bäume, aus den Bosquets blicken verschämte Statuen, plätschernde Fontainen erfrischen die Luft. Arkaden von Bronze, wie Kränze, die aus tausend Blumen Gasflammen schießen, umschließen den Tanzplatz; Palmen, freilich nicht wahrhaftige Palmen, aber Palmen aus Erz umgeben den Platz und farbige Laternen schwanke wie glühende Früchte in ihren Kronen. Ringsum ein schönes Durcheinander von Bosquets und Rasenplätzen, von Dämmernacht und Tageshelle, dabei ein Gedränge schöner Frauen, gepuzter Männer, eine Luft voll Duft und Blut — daß man sagen muß, dies alles ist wunderbar schön!

Ist Mabille ein prachtvoller Feengarten, so ist die Chaumière ein bescheidener, aber nicht minder schöner Park. Er verhält sich zu Mabille wie eine Dorfgeschichte (freilich keine von Berthold Auerbach) zu einem feisten, üppigen Roman. Die Beleuchtung ist hier minder blendend, aber die Bäume des Gartens sind schöner und älter, die Laubgänge sind idyllischer; es weht ein Hauch von Ländlichkeit und Frieden über diese Dase des „Quartier latin“ und daß es ihr in keiner Hinsicht an Charakter des Patriarchalischen gebreche, so herrscht und waltet hier als Wirth und Gebieter der würdige Vater der Studenten, der bekannte Pere Lahire. Der pariser Student, der dreimal in der Woche sich von seinen Bandekten und seinen Handbüchern der Anatomie erholen will, kennt nichts schöneres als die Grande chaumière, und die Gefährtin seiner Tage, die Grisette, die mit ihm wohnt, ihm die Hemden wäscht und nichts von ihm fordert als Liebe und genügend viel Schuhe und zwei Hüte des Jahres, begleitet ihn regelmäßig dahin. Sie ist unzertrennlich von seinen Freuden wie von seinen Arbeiten. Um sieben Uhr beginnt der Tanz zu den neuen Quadrillen von Musard. Man muß ihn gesehen haben, diesen Tanz, die Feder kann ihn nicht beschreiben, der Pinsel ihn nicht malen. Dieses orgiastische Durcheinander, dieses Werfen und Schwingen der Glieder, der unbeschreibliche Charakter dieses Tanzes, wo sich das Groteske mit dem Naïven, das Komische mit dem Sentimentalen mischt, trägt jeder Beschreibung! Doch ist ein großer Abstand zwischen dem Cancan der Chaumière und dem wilden Tanz, den man im Winter in der großen Oper oder in der Halle Montesquieu zu sehen bekommt. Dieser ist offenbar empörend, indeß der Cancan der Chaumière nur grazios an das Unanständige streift, ohne je selbst unanständig zu werden.

Von den Tänzerinnen der Chaumière sind viele zu großer Berühmtheit gelangt. Ganz Paris kennt ihre Namen, die Journale kündigen ihr Erscheinen an, und die Menge drängt sich hin, sie zu sehen. Eine solche Berühmtheit war die Königin Pomare, die unlängst in Neapel gestorben ist; solche Berühmtheiten sind Rigolette, Rose Pompon, die Kleine Bacchanal. Hat Eugen Sue ihre Na-

men entlehnt, oder hat man diese Mädchen nach den berühmten Romanfiguren getauft? Ich glaube, das letztere ist wahrscheinlich, denn wie lange dauert die Berühmtheit dieser Geschöpfe? In diesem Augenblicke ist Eine vor Allen die Löwin der Chaumière, Alles drängt sich hin, wo sie tanzt im schwarzen Kleide, mit dem grauen Hute und dem koquett halb über das Gesicht geschlagenen weißen Schleier. Und in der That, die größten Tänzerinnen aller Länder und Zeiten konnten unmöglich mehr Grazie haben, mehr Schelmerei, ein schöneres Lächeln, einen leichteren Fuß. Die berühmte Herodias konnte nicht bezaubernder tanzen, als Nigolette...

Erst jetzt, da ich diesen Namen hingeschrieben und inne halte, komme ich zu mir, und werde schamroth darüber, daß ich in der Lust des Schreibens so einen Paß toller Dinge auf's Papier werfen konnte. Was werden die Leser der Grenzboten sagen, wenn sie in der Correspondenz aus Paris nur vom Cancan und Chaumière, von Bal Mabilie und Nigolette lesen? In diesem Augenblicke freut es mich, daß ich in der Tarnkappe der Anonymität stecke und mit moralischer Beruhigung erkenne ich es, daß ich in den Grenzboten einen Nachbar habe, der weniger leichtsinnig als ich, und dabei besser unterrichtet Ihnen die Neuigkeiten des Tages über die ministerielle Krissis, über den vermuthlichen Erben des Cabinets u. s. w. bringen wird.

Ich selbst hätte Ihnen gerne noch etwas von den letzten Vorstellungen der Rachel, von ihrer Abreise, von Paris und von der denkwürdigen Möbellicitation erzählt, die die große Schauspielerin veranstaltete und bei welcher, als das elfenbeinerne Bett der Rachel an die Reihe kam, sich ein Kampf zwischen den parfaits gentilhommes von Paris entspann, der nur in dem großen Kampfe um die Waffen Hektors ein Gleiches findet — doch es ist spät geworden und das anberaumte Maaß der Correspondenz ist längst überschritten.

A....d.

2.

Bon mots von Guizot und Danton. — Sonnenwunder. — D'Connel und der Katholicismus. — Alt- und Jungirland.

Man erzählte sich gestern in einer Gesellschaft mehr oder weniger politischen und parlamentarischen Charakters, daß Herr Guizot geäußert haben solle: „Nun sei das Ministerium gerettet, denn das Wetter sei endlich schön geworden und verspreche Beständigkeit.“ Ichbürge nicht dafür, daß unser Ministerpräsident dies wirklich gesagt, sondern nur, daß man es ihm nachsagt. Der Schluß von dem schönen Wetter auf die Beständigkeit der Minister läge darin, daß die Herren Deputirten nun nichts Eiligeres mehr zu thun hätten, als so rasch als möglich alle streitigen Fragen todt zu stimmen, um die Luft von Paris gegen die ihrer Landhäuser einzutauschen. Die Anekdote erinnert an eine andere. Danton sah einst zum Fenster hinaus und sagte: „Es regnet — heute gibt's keine Revolution!“ So ein wenig Sonnenschein ist doch am Ende noch zu etwas gut. Die hohen Herren würden gar nicht merken, daß er Blumen und Blüthen treibt,

wenn er nicht mitunter auch eine Revolution machte oder ein Ministerium errichtete. In diesem Jahre aber ist die Sonne mächtiger als je, denn sie ist es, die sogar an der Börse — gutes und schlechtes Wetter macht. Seit sie uns ein paar Tage recht weidlich auf den Pelz scheint, steigen die Renten und fällt das Korn. Solche Wunder hat sie nicht wieder gethan, seit die Aufklärung sie abgesetzt und aus den Tempeln der Feueranbeter — an den Himmel dort oben weiffort verbannt hat.

Aber nachdem ich Ihnen vom Wetter gesprochen, bin ich auch ungefähr mit allen Neuigkeiten von hier zu Ende. Da wird zwar über eine Postreform verhandelt, aber es wird beim Verhandeln bleiben und wohl erst in ein paar Jahren Ernst mit der Reform werden. Bis dahin wollen wir warten, ehe wir uns Correspondentensorgen darum machen.

Die einzige Neuigkeit, die in der vorigen Woche Paris erregte, war die Nachricht, daß O'Connell gestorben sei. Man konnte sicher sein, dem Namen dieses großen Mannes überall zu begegnen. Und deswegen ist es um so auffallender, daß dies Ereigniß in den französischen Zeitungen verhältnißmäßig fast von keiner besprochen worden ist. Eine nackte Anzeige seines Todes war in Mancher Alles; in Andern standen ein paar überflüssige Bemerkungen, und ein paar, insbesondere die erkatholischen, brachten pompöse Brunkartikel. Und diese letztern erklären wahrscheinlich am einfachsten, warum die Organe fast aller andern politischen Parteien O'Connell sterben sehen konnten, ohne ihm — dem Manne, dessen Namen in unserm Jahrhunderte den meisten voranklingen wird — die Ehre eines würdigen Nachrufes zu Theil werden zu lassen.

Die erste offizielle Nachricht über den Tod O'Connells erschien in dem „Univers catholique“, und zwar in einem Briefe des „Vater“ Wilely, der O'Connell begleitete. Der Vater Wilely ist Caplan an der Cathedrale von Dublin, ein geistreicher Mann und tüchtiger Schriftsteller — und Jesuit, dem Orden angehörend. In seinem Briefe verkündet er uns, daß O'Connell sterbend befohlen habe, sein Herz aus seiner Brust zu nehmen und nach Rom zum heiligen Vater zu schicken. Der Tod O'Connells ist dann als der eines Heiligen geschildert, und das Univers catholique setzt hinzu: daß der Katholicismus an ihm seinen tapfersten Bertheidiger verloren habe.

Sehen Sie, und das ist die Ursache, nicht nur des Schweigens der Presse über O'Connells Tod, sondern sie war — in anderer Bethätigung — auch die Ursache vielleicht des beschleunigten Todes O'Connells selbst, wenigstens die des Hinschwindens seines Einflusses, des Aufkommens einer neuen Partei in Irland, und all' des Herzbrechens, das ihm das „junge Irland“ verursacht hat.

O'Connell war ein guter und ergebener Katholik; wer ihn selbst gekannt hat, wer ihn beten sah, wer überdies ahndete, wie tief der Katholicismus in Irland mit den ursprünglichen Volksideen verwachsen ist, wird den Schein der Heuchelei, den seine Feinde auf ihn zu werfen suchten, sehr bald zurückzuweisen gelernt haben. Der Katholicismus gehört in Irland zur Politik, ist mit dem Haffe gegen England aufs Innigste verbunden. Er war zu allen Zeiten eine Waffe Irlands gegen England, und alle Führer der irländischen Nationalität haben sich stets auf ihn zu fußen gewußt. O'Connell kannte seine ganze Bedeutung und hat sie

überall mit in Anschlag gebracht. Er war der Führer der ganzen national-begeisterten irländischen Geistlichkeit; er dankt ihr Vieles, sie ihm aber noch mehr.

In der letzten Zeit aber wurde der alte, graue Riese nach und nach immer schwächer. Die Gefangenschaft hat seine Stahlkraft gebrochen, und von da an war er vielfach nur noch der Gelenkte der Geistlichkeit, des Priesterthums, der Jesuiten. Der Katholicismus war nicht mehr ein Element des irländischen Volkslebens, sondern das ganze irländische Volksleben nur noch ein Anhängsel des Katholicismus. Das Alles trat nicht klar hervor, aber lag doch im Gange der Ereignisse angedeutet und wurde in gewisser Beziehung zur Thatsache, als Robert Peel O'Connell durch die Beisteuer für das Seminar von May-Nooth zum Schweigen bringen konnte. O'Connell, der durch den Gesamtinstinct aller irländischen Bedürfnisse groß geworden war, verlor sein Ansehen, als er die Gesamtinteressen seines Vaterlandes nicht mehr erkannte, als er sie halbwegs aufgeben zu müssen glaubte.

Der Kampf zwischen Alt- und Jungirland ist nur zufällig durch einen Protestanten und einen Katholiken vertreten, denn die Jungirländer sind halbwegs aufgeklärt und tolerant. Aber dennoch liegt eine der Hauptursachen des Bruches in dem religiösen Widerspruch. O'Connell war in den letzten Jahren nicht mehr Führer, nicht einmal mehr Treiber — sondern ließ sich geduldig führen und treiben. Dafür werden ihn die Jesuiten vielleicht heilig sprechen lassen, aber — dafür verlor er die öffentliche Meinung aller denkenden Leute in Irland, und gab so Gelegenheit zu einem Bruche, der wenigstens die gute oder böse Folge hat, daß O'Connell's Tod Irland nicht unvorbereitet findet, daß sein Platz, wenn nicht schon jetzt wieder besetzt ist, doch nicht lange leer bleiben wird. Es wird schwer sein ihn ganz auszufüllen; aber es wird unmöglich für Irland sein, ihn unbesetzt zu lassen.

O'Connell's Todestag wird in Irland ein Bet- und Trauertag in diesem Lande der Trauer und des Glends sein. Aber England hat vielleicht noch mehr Ursache als selbst Irland bei dieser Botschaft zusammenzufahren. O'Connell hat hundert Mal gesagt: „Sterbe ich, ehe Irland Gerechtigkeit erlangt hat, so wird Alles in Kurzem drunter und drüber gehen!“ Es war dies nicht so ernst gemeint, er wollte nur drohen, nur Angst machen. Aber es schwebt über den großen Männern oft ein Geist, der selbst ihre unbedacht hingeworfenen Worte zu Prophezeihungen macht. O'Connell's Tod befreit nicht mehr England von einem Feinde, sondern im Gegentheile von einem Freunde, der in der Hand der irländischen Geistlichkeit so lange ein Schutz für England war — als bis Sir Robert oder Lord John sich bereit erklärten, die Wünsche der hohen irländischen Geistlichkeit zu befriedigen.

Es wird wohl eine Weile dauern, bis die politische Erbschaft O'Connell's seinen bis jetzt noch halbwegs unmündigen Erblässern vollkommen anheim gefallen ist. Aber der Erbe wird sich finden. Vor O'Connell waren schon seit zwei, drei Generationen ganz unbedeutende Leute die Führer Irlands und der alt-irländischen Bewegung gegen England. Die Schule O'Connell's, die Deffentlichkeit der Presse und des Parlaments hat unter den jungen Leuten gar viele

geschaffen, die nur auf die Gelegenheit warten, sich zu bekunden. Die Gelegenheit wird schwerlich ausbleiben — aber daß sie einen zweiten O'Connell, groß und gewaltig wie der hingegangene, herbeiführen werde, ist kaum wahrscheinlich. Solche Riesen werden nicht alle Tage geboren. Aber sie sind auch nicht alle Tage nöthig, und wo die Verhältnisse so sind wie in Irland, ist nur zu wahrscheinlich, daß auch ein weniger mächtiger Arm die Geißel zu schwingen und die Jügel zu führen im Stande sein wird. —

J. — 9.

II.

Aus Berlin.

1.

Ende März.

Landtagsverhandlungen.

Nachdem den größten Theil der vergangenen Woche hindurch der Landtag sich mit untergeordneten Fragen beschäftigt oder gänzlich gefeiert hatte, hat am 29. die zweite Curie die Berathung über das Gutachten der Abtheilung in Betreff der die Abänderung des Patents vom 3. Februar im Sinne der ältern Gesetze bezweckenden Petitionen begonnen. Die Hauptprinzipienfrage, welche das Thema der Adresscommission bildete, die später in der Declaration der Rechte wieder auftauchte, jedoch nicht in dieser Form zur ständischen Berathung gelangen konnte, kommt also jetzt in abermals verschiedener Gestalt vor das Forum der Stände. Der wesentliche Inhalt der Petitionen, worunter unstreitig die bedeutendste und in juridischer Hinsicht gründlichste die des Abgeordneten Grabow, Oberbürgermeisters von Prenzlau, ist, concentrirt sich in folgenden Punkten:

1) Volle Ausführung der Bestimmungen des Gesetzes vom 17. Jan. 1820, d. i. jährliche Controle der Staatsschuldenverwaltung durch den vereinigten Landtag und daraus folgender periodischer, resp. jährlicher Zusammentritt desselben, so wie Zustimmung der Stände zu allen Staatsanleihen ohne Ausnahme in Kriegs- und Friedenszeiten, gleichviel ob das ganze Staatsvermögen oder einzelne Zweige desselben dafür zum Unterpfaud gegeben seien. Ferner auch Aufrechthaltung der ständischen Rechte rückfichtlich der Domänen.

2) Erfüllung der Gesetze vom 22. Mai 1815 und 5. Juni 1823 hinsichtlich der darin den Reichsständen vorbehaltenen ausschließlich rechtsgültig zu ertheilenden Gutachten über alle allgemeine, die Freiheit der Person und das Eigenthum betreffende Gesetze.

3) Aus dem Vorgehenden natürlich erfolgend, Wegfall der Ausschüsse und der Staatsschuldendeputation.

Es erhellt leicht als das Wesentliche dieser Petitionen, daß sie von dem Standpunkte des Rechts und nicht von dem der Nützlichkeit ausgehen müssen, daß mit einem Worte der Landtag, um sich eines berühmten historischen Ausdruckes zu bedienen, eine petition of right an die Krone richtet. Die 137 Unterzeichner der „Declaration der Rechte“ können wenigstens, ohne sich in den

schreendsten Widerspruch mit sich selbst zu bringen, einer bloßen Petition aus Rücksichten der Nützlichkeit mit Hinweglassung des Rechtspunktes nicht beitreten. Die Petitionen sind nun allerdings in diesem Sinne, nämlich von der Rechtsbasis ausgehend, gestellt, das Gutachten der Abtheilung hat aber schon in mehrfacher Weise die Klarheit der Rechtsauffassung getrübt und den Nützlichkeitsstandpunkt in den Vordergrund geschoben. Da die Abtheilung aber keineswegs in einer den Liberalen vortheilhaften Art zusammengesetzt ist (es befindet sich kein einziger freisinniger Abgeordneter von Bedeutung in derselben), so ist zu erwarten, daß von der Oppositionsseite her die Fassung, welche die Abtheilung den an die Krone zu richtenden Anträgen gegeben hat, bekämpft und eine Modification in der oben definirten Weise vorgeschlagen werden wird. Ob das Resultat dieses Versuches ein günstiges sein wird, läßt sich leider nicht mit Bestimmtheit voraussehen, bei dem unklaren, schwankenden Wesen, welches die Masse der Versammlung charakterisirt, bei den diplomatischen Winkelzügen ferner, worin sich mehrere Führer der Liberalen gefallen. Noch weniger natürlich läßt sich auf die zur Absendung von Petitionen erforderliche Majorität von zwei Drittel rechnen, wofür auf der andern Seite auch, falls die Liberalen nicht ein wahrhaft unverantwortliches Compromiß mit ihren Gegnern eingehen, keine zwei Drittel für eine Petition, die nur vom Standpunkte der Nützlichkeit ausginge, zu erwarten steht. Bedenkt man nun noch, daß auch zwei Drittel der Herrencurie der Petition beitreten müssen, damit sie an die Krone gelange, so ist es kaum wahrscheinlich, daß dies Resultat erzielt werde, sondern der Sieg oder die Niederlage werden sich wohl nur auf den moralischen Eindruck beschränken, den man damit erzielt. Wir wenigstens spannen unsere Hoffnungen schon darum nicht zu hoch, um nicht, wie es uns schon mehrmals während des Landtages ergangen ist, die Unannehmlichkeit der Enttäuschung zu erfahren.

Die Regierung ist jedoch keineswegs ohne Besorgniß über den Ausgang der Sache und scheut, wie natürlich, auch schon die moralische Niederlage, welche die Erklärung einer auch nur einfachen Majorität für eine Petition auf Erfüllung der Rechte in sich schloße. Die Conservativen, welche seit einiger Zeit sich näher an einander geschlossen haben und nach dem Beispiel der Opposition vorbereitende Versammlungen halten, schickten eine Deputation an den Landtagscommissarius, Staatsminister v. Bodelschwingh, ab, um sich von demselben Instructionen für das von ihnen in dieser Frage einzuhaltenen Benehmen einzuholen. Die Antwort ging darauf hinaus, alles aufzubieten, damit die Petitionen nur vom Gesichtspunkte der Nützlichkeit ausgestellt würden, welcher ganz unbedenklich sei, dagegen um jeden Preis den Rechtsstandpunkt zu beseitigen.

In diesem Sinne hielt der Justizminister v. Savigny in der Sitzung des 28. eine längere Rede, welcher das Lob der Geschicklichkeit in Aufstellung von Scheingründen nicht abzuspochen ist; den juristischen Beweis, daß das Patent vom 3. Februar den älteren Gesetzen entspreche, ist er jedoch schuldig geblieben, und dürfte dieser Beweis überhaupt nicht beizubringen sein, weil er unmöglich ist. Damit jedoch die Scheingründe des Herrn v. Savigny die weniger festen Mitglieder der Versammlung, und deren Zahl ist nicht gering, nicht etwa durch deren Unvorbereitung für sich gewinnen möchten, ward von der Oppositionsseite der

sofortige Druck der Rede, die Vertheilung an die Abgeordneten und die Vertagung der Berathung bis zur nächsten Sitzung (die heute stattfindet) beantragt und von dem Marschall auch genehmigt.

Der Abgeordnete v. Vincke, der Krankheits halber zehn Tage hindurch den Sitzungen des Landtags nicht beiwohnen konnte, war bereits am 29. wieder daselbst anwesend, und es ist zu hoffen, daß er sich insoweit hergestellt fühlen wird, um in der vorliegenden Frage das Wort zu ergreifen.

Ueber die Verlängerung der Session, welche bereits mit dem letzten Tage dieser Woche, dem 5. Juni abläuft, verlautet noch nichts Bestimmtes. Es ist anzunehmen, daß die Regierung hierüber selbst noch nicht zu einem Entschlusse gekommen ist, sondern den Ausgang der gegenwärtigen Berathung erst abwarten will. Besonders ist es die Wahl der Ausschüsse, die doch, wenn sie überhaupt vorgenommen werden soll, demnächst stattfinden müßte, die sie in Verlegenheit setzt. Sie will daher dies der bevorstehenden Abstimmung ansehen, auf wie viel Mitglieder der zweiten Curie für Vornahme dieser Wahlen gerechnet werden kann.

D.

2.

Die Judenfrage.

Der dem preussischen Landtag vorgelegte Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen hat eine Brochüre von Herr M. Weit (Stadtverordneten in Berlin) veranlaßt, die so eben bei Brockhaus erschienen ist. Die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlaßt uns, mit einigen Worten darauf einzugehen.

Der Verfasser stellt völlige Rechtsgleichheit der Juden mit den Christen als einen vom Zeitgeist begründeten Anspruch dar; daß die Juden auf das Patronat über christliche Kirchen, auf das Lehramt der christlichen Theologie keinen Anspruch machen würden, verstände sich von selbst. Als die Magna Charta der Juden bezeichnet er das Edict vom 11. März 1812, welches zuerst die mittelalterliche Absonderung der Juden aufhob. Dieses Edict zerfiel in 3 Theile: die bürgerlichen Rechte, die privatrechtlichen Verhältnisse, den kirchlichen Zustand der Juden. Im 1. Theil war das Anerkenntniß ausgesprochen, daß dem Grundsatz nach die Juden als solche von den Staatsämtern nicht auszuschließen seien, wie weit aber diese Berechtigung gehen sollte, hatte sich der Gesetzgeber vorbehalten, näher zu bestimmen. Eine Verschiedenheit der privatrechtlichen Verhältnisse der Juden gestattet der Gesetzgeber nur bei solchen Handlungen, welche wegen der Verschiedenheit der Religionsbegriffe und des Cultus an besondere gesetzliche Bestimmungen und Formen nothwendig gebunden sind. Die Anordnung der kirchlichen Zustände blieb einer künftigen Gesetzgebung anheimgestellt.

Dieses Edict blieb aber auf das Preußen des Tilsiter Friedens beschränkt, während in den übrigen Theilen der Monarchie 17 verschiedene Gesetzgebungen Geltung hatten, und selbst auch jene Bestimmungen wußte die Reaction der letzten 25 Jahre in mehrern Punkten empfindlich zu verletzen.

Die Aufgabe der Gesetzgebung war nun, das Edict dahin zu vervollständigen,

daß die bürgerliche Gleichstellung der Juden factisch ausgesprochen, die kirchliche Gemeindeverfassung mit Zuziehung jüdischer Glaubensgenossen geordnet werde, und es über die ganze Monarchie auszudehnen.

Die neue Verordnung dagegen erregt tiefes Bedenken. Sie setzt das Edict vom 11. März 1812, trotz der Zusicherung der Bundesacte, außer Kraft, sie enthielt kein leitendes Prinzip; sie fixirt die vom Edict von 1812 nur vorläufig belassene Rechtsungleichheit, trotz der Gleichheit der Pflichten; sie gebraucht den Ausdruck Judenthümlichkeit so, als ob nicht blos eine Religionsgesellschaft von Bekennern der jüdischen Religion, sondern zugleich eine von der politischen Gemeinde mittelalterlich abge sonderte Körperschaft gemeint sei. Mitten in der Bürgerschaft haben wir eine Judenthümlichkeit, die ihre Verordneten, nicht Stadtverordneten, in die Stadtverordneten-Versammlung schickt, ihre Schiedsmänner für sich hat, eine eigne öffentliche Schule für sich hat, deren Vorstehern eine Art von polizeilicher Aufsicht über ihre einzelnen Mitbürger zu steht. Die Verordnung überläßt es der Regierung, die Judenkinder nach einer bestimmten Bezirksabgrenzung einer oder mehreren christlichen Elementarschulen zuzuweisen, und stellt es daher in die Willkür der Polizei, die jüdischen Eltern zu veranlassen, in einer bestimmten Gegend der Stadt ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Die Verordnung stellt ferner den Grundsatz auf, der Jude sei zu allen Staatsämtern zulässig, nur nicht zu solchen, mit denen die Ausübung einer obrigkeitlichen Autorität verbunden ist. Da es nun kaum ein Amt gibt, das nicht unter diese Kategorie gebracht werden kann, so führt das zu einer totalen Rechtsunsicherheit. Deshalb können Juden auch nur behufs Schlichtung streitiger Angelegenheiten unter ihren Glaubensgenossen zu Schiedsmännern gewählt werden, und sie werden nur als außerordentliche Professoren der mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Lehrfächer zugelassen, da die ordentliche Professur wegen der Wählbarkeit zum Rectorat, zum Decanat und in den Senat als ein Amt mit obrigkeitlicher Autorität angesehen wird. Das Recht, das Land zu vertreten, wird den Juden versagt. Die Ausnahmegeetze, durch welche der Besitz des Grundeigenthums Seitens der Juden bisher schon widerrechtlich erschwert wird, sind noch geschärft.

Zweierlei Fortschritte werden anerkannt: die Wiederherstellung des geselligen Zustandes durch Aufhebung der Beschränkungen des Gewerbebetriebs und die Anerkennung der rechtlichen Glaubwürdigkeit jüdischer Zeugen bei Civil- und Criminalsachen.

Ueber die Gemeindeverfassung der Juden, ohne Zuziehung von Juden, ein gültiges Gutachten abzugeben, dazu wird dem Landtag, wo die Juden in keiner Weise vertreten sind, die Competenz abgesprochen.

Der vereinigte Landtag, so schließt jene Schrift, ist vor allen Dingen der Wächter des Rechts. Die Städteordnung von 1808 und das Edict vom 11. März 1812 sind der Rechtsboden, auf dem die Juden stehen. Diesen Boden ihnen ungeschmälert zu erhalten, ist seine Pflicht. Um dieser Pflicht gewachsen zu sein, wird er auf einen höhern Standpunkt als den des gegebenen Rechts sich zu stellen wissen, und im Namen der Gerechtigkeit die Gleichstellung der Juden mit

ihren christlichen Mitbürgern und die Vorlage eines neuen, auf dieser Grundlage beruhenden Gesetzentwurfs beantragen.

Wir halten diese Schrift in allen ihren Theilen der vollsten Beachtung werth und werden im weiteren Verlauf der Frage auf sie zurückkommen. Die Judenfrage hängt in einem so vorangeschrittenen Staate wie Preußen — wo nicht Faulheit und Lässigkeit der Regierungsarbeiten die Schuld trägt, wenn mittelalterliche Zustände beibehalten werden, wie in anderen Staaten — zu tief mit den Glaubens- und Bürgerfreiheiten anderer Kirchen zusammen, um die Judenangelegenheit als eine isolirte zu betrachten. Wenn die Juden von Professuren, Stadtämtern u. s. w. aus dem Grunde ausgeschlossen werden sollen, damit sie keine Autorität über Andersgläubige ausüben, wer bürgt uns dafür, daß nicht ein ähnliches Prinzip in Bezug auf andere Confessionen, z. B. die Katholiken, geltend gemacht werde? Man wende uns nicht ein, daß die Thatsache dagegen ist; allerdings ist mit anerkennungswerther Gleichheit und Gerechtigkeit die katholische Bevölkerung überall bei uns vertreten, an der Universität, im Ministerium, in der Diplomatie, in der Beamtenwelt; aber wer bürgt für das Bestehen dieses Prinzips, wenn in der Judensache eine neue Verordnung, ältere Zusicherungen, ja sogar ältere Pragis aufzuheben berechtigt ist.

†.

III.

Aus Prag

Ende Mai.

Ständische Verhandlungen.

Die am 27. Mai eröffnete Landtagsversammlung, welche das Steuerpostulat für 1848 zu berathen hatte, nahm volle drei Tage in Anspruch. Ihr Resultat, als theilweise Ablehnung des Postulates ist ein sehr beachtenswerthes Ereigniß, welches das gespannte Verhältniß zwischen Regierung und Ständen kaum mindern dürfte.

Zu näherem Verständnisse des Ganges, welchen die Verhandlungen diesmal genommen, muß erwähnt werden, daß schon im Jahre 1845 den Ständen angefohlen worden sei, einen Theil der Kosten der Criminalrechtspflege des Landes zu übernehmen und auf das Land umzulegen, indem der Criminalfond nicht ausreiche. Die Stände erklärten damals sich diesem Anfinnen bereitwillig fügen zu wollen, wenn die Regierung ihrerseits verschiedene Gebrechen der Criminalrechtspflege, welche die Stände aufzählten, beseitige. Eine bedingte Zusage fand man hohen Ortes nicht genehm und ließ die ständische Proposition unerledigt; dagegen wurde das Steuerpostulat für das Jahr 1846 um 50,000 fl. Convent.-Münze erhöht, welche, wie man vermuthete, jene Dotation der Criminalgerichte decken sollten*). Nachdem der geistliche Stand, welcher gemäß der Verfassung das erste

*) Diese Frage ist — einem andern uns vorliegenden Bericht zu Folge — bereits seit 1835 bei den Ständen anhängig. Die Regierung stellte damals das Anfinnen, diese Summe auf die Grundsteuer zu repartiren. Die Stände stellten jedoch vor, daß die

Botum über das Postulat abzugeben hat, auf Annahme jenes erhöhten Postulats angetragen, stimmte die Herren-Curie — über die Postulate debattiren die Stände in separaten Curien — diesem Antrage nicht bei, sondern beschloß mit ziemlicher Mehrheit das Postulat unbedingt, nur in der Summe des vorhergegangenen Jahres anzunehmen, hinsichtlich des mehrverlangten Betrages von 50,000 fl. aber Se. Majestät vorerst um die Aufklärung und Eröffnung zu bitten, welches Landesbedürfnis diese Steuererhöhung hervorgerufen habe, indem Stände, um bei der Umlage pflichtgetreu vorgehen zu können, den eigentlichen Verwendungszweck jenes Mehrbetrages vor der Annahme kennen müßten.

Die Rittercurie damals nur neun Erschienene zählend, wie der Bürgerstand d. h. zwei Bürgermeister und zwei Räte der Hauptstadt Prag — nahmen das geistliche Botum an. Bei der Vereinigung aller Curien und gemeinsamer Abstimmung fiel jedoch der bedingte Antrag des Herrenstandes zu Boden, das geistliche Botum blieb ansecht mit einem Mehr von zwei Stimmen, indem der Landtagsdirector damals die Bürgermeister und Räte, Mann für Mann hatte stimmen lassen, wogegen Friedrich Graf Deym seine lebhafteste Protestation fruchtlos zu Protokoll gab.

Für das Jahr 1847 war das erhöhte Postulat beibehalten worden, und auch für das Jahr 1848 wurde jenes Mehr von 50,000 fl. postulirt. In der Landtagsversammlung vom 27. Mai war demnach über das an- wie über das quomodo zu verhandeln.

Der geistliche Stand trug darauf an, das Postulat im Ganzen unbedingt anzunehmen, hinsichtlich des quomodo aber, nämlich hinsichtlich der Frage, ob die für das Jahr 1847 wegen Ueberbürdung der Musikalisten votirte Erhöhung der Dominikalsteuer um 350,000 fl. beizubehalten sei, fiel das geistliche Botum dahin aus, man wolle für das Jahr 1848, nöthigenfalls auch für das Jahr 1849 diese Repartitionsweise beibehalten, für die Folgezeit aber behalte man sich vor, die frühere Repartition wieder eintreten zu lassen, doch sollten jene 350,000 fl. von den Dominien ebenfalls, allein mit der Widmung fortgezahlt werden, daß diese jährliche Summe, zu öffentlichen, blos das Wohl der Musikalisten fördernden Zwecken, als besserer Dotation der Schullehrer, Robotablösungen u. s. w. zu verwenden sei. Dies geistliche Botum gelangte an die sehr zahlreich versammelte, einundsechzig Mann starke Herrencurie, welche in der, questio a n

Criminalgerichtspflege die Sache aller Landeseinwohner sei, daß also entweder ein anderer Steuermodus dafür vorgeschlagen werden müsse oder die ganze Summe von dem Staatschätze zu übernehmen sei. Die Regierung that dieses letztere, erhöhte aber gleichzeitig die jährliche Steuerforderung (Postulat) um die entsprechende Summe, wodurch also nur die Form, aber nicht die Sache geändert wurde. Die Stände wollten daher bereits 1845 diese 50,000 fl., über die man nun gar keine Erklärung erhielt, ablehnen, doch hatte die Regierung eine Majorität von zwei Stimmen erhalten. Im Jahre 1846 votirten die Stände abermals die Summe in Berücksichtigung der galizischen Ereignisse als außerordentlichen Zuschuß. Dieses Jahr aber fiel dieser Grund weg und es entspann sich daher von Neuem die lebhafteste Diskussion, die zur Ablehnung führte.

D. R.

den schon im Jahre 1845 versuchten, bedingten Antrag wiederholte und diesmal mit eminenter Mehrheit annahm.

Die vom geistlichen Stande beliebte Lösung der Frage quomodo fand keinen Anklang; nach langer Debatte ward in der Herrencurie beschlossen, man wolle, ohne in den streitigen Rechtsfall einzugehen, die für das Jahr 1847 angenommene Vertheilungsweise für das Jahr 1848 fortbestehen lassen.

Die Ritterstandscurie, vierzehn Ritter zählend, trat dem Botum des Herrenstandes mit überwiegender Mehrheit bei, fügte aber der Antwort auf den stereotypen ersten Punkt des Postulates, welcher die Aufrechthaltung katholischen Glaubens empfiehlt, einen politischen Anhang bei.

Das geistliche Botum hatte nämlich in Antwort auf den ersten Punkt, wie üblich, bemerkt, die Volksgesinnung in Glaubenssachen sei befriedigend, die Ritter fügten bei: dagegen sei in politischer Beziehung der Volkszustand keineswegs befriedigend, die Theuerungsverhältnisse ließen besorgen, daß die Unterthanen in der ihren Obrigkeiten schuldigen Achtung und Deferenz erkalten. Scheint es doch daß sie dazu guten Grund haben mögen! Nachdem der Bürgerstand, d. h. zwei Bürgermeister und zwei Räte sich dem geistlichen Voto angeschlossen hatten, traten die Curien in das Plenum zusammen, und auch in der Plenarabstimmung ward durch die im Herren- und Ritterstande gebildete Majorität das Botum des Herrenstandes zum Botum der Gesamtstände erhoben.

„Das Postulat ist nur theilweise angenommen, das Mehrpostulat ist abgelehnt und der König wird gebeten, nachzuweisen, zu welchem Zwecke jene 50,000 fl. mehr postulirt werden wollen.“

Diesmal ist in das Wesen eingegangen worden, man hält sich nicht mehr an bloße Formfragen; doch dürfte das Botum zu Wien als bedeutende Deformität betrachtet werden, und schwer abzusehen sind die nächsten Erfolge.

In Artikel A. v. der Landesordnung verspricht die Krone den Ständen aus Gnaden die Steuer niemals anders, als auf den ordentlichen Landtagen gegen den üblichen Revers zu fordern, dagegen spricht dieser Artikel aus, die Krone versehe sich, daß Stände die Bewilligung der verlangten Steuer, niemals an *Conditiones* knüpfen *) oder sonst unliebsam aufhalten und verzögern, und allerdings ist dieser Artikel in seiner unbestimmten Stellung verschiedenster Auslegung fähig, doch fehlt es an allen Antecedenzen zur Lösung des Dilemmas, das die Stände der Regierung gestellt.

Die nächsten Wochen werden Entscheidendes bringen.

S. S.

*) Die betreffende Stelle der Landesordnung lautet wörtlich: Als „Uns dann nicht zweiffelt, unsere getreue Stände, unsere und des Vaterlandes jedesmal vorfallende Nothwendigkeiten Ihnen treuherzig zu Gemüth ziehen werden, wir auch nicht nachsehen können noch wollen, daß die von uns begehrten Contributiones, uns durch **unbillige** Conditiones so erwan gegen unsern Stand, Hoheit und Würden laufen möchten u. s. w. Es sind also bloß unbillige Bedingungen, welche die Landtagsordnung abweist. Das die Landstände solche gestellt haben, ist schwer anzunehmen.“ — Wir kommen übrigens auf die Gesamtverhandlungen des Landtags, die diesmal von weit mehr als bloß localer Wichtigkeit sind, zurück. — D. Reb.

IV.

Aus Wien.

Mai. —

Die Akademie. — Wo blieb Anastasius Grün? — Entwurf eines deutschen Pressegesetzes. — Eheerung. — Roboterweigerung. — Stände. — Stabion und Salm. — Verhaftung eines Geistlichen. — Kunstausstellung. — Nestroy als Tendenzmann. — Italienische und deutsche Oper. — Das schlafende Burgtheater. — Holbein's Memoiren. — Künstlerfest. — Der „Salon.“

In den wenigen Kreisen, in welchen über die neue Akademie der Wissenschaften gesprochen wird, ist man mit der Wahl der Akademiker, wie fast das immer zu geschehen pflegt, nicht zufrieden. Noch sind acht Stellen von der Akademie selbst zu besetzen, und da Prof. Wenrich gestorben, so kommt noch ein vacanter Sitz dazu. Dieser Wahlaact wird wohl das Interessanteste vom Ganzen sein, und die Gewählten dürfen mit Recht ihre Wahl als einen größeren Triumph ansehen, als die Wähler die ihre durch die Regierung. Die Bestimmung des Erzherzog Johann zum Curator, der grade in dieser Beziehung noch von der Naturforscherversammlung in Grätz her in gutem Angedenken steht, ist eine sehr glückliche zu nennen. Grillparzer, Salm und Pyrker, Oesterreich's Dichter, haben auch einen Platz erhalten. Wir gratuliren den Herren zur „rothen Schleife.“ Wo bleibt aber Anastasius Grün? Hat er sich nicht ein eben so großes Verdienst (das ist der stehende amtliche Ausdruck) um die österreichische Literatur erworben als Herr von Salm? Und ist Grün nicht obendrein „von Adel?“ Und ist nicht sein „letzter Ritter“ die schönste Verherrlichung des habsburgischen Stammes? Seine „Spaziergänge“ sind nicht offiziell anerkannt und Anastasius Grün gilt noch immer nicht als ihr Verfasser. Die wären also kein Hinderniß gewesen. Von Lenau wollen wir gar nicht reden. Den hat ein Blitz des Himmels vom Parnas herabgestürzt und der ist ein höherer Sitz als einer auf den Bänken der Akademie. So sehr wir übrigens auch die Huldigung anerkennen, die der Poesie durch ihre Berufung in die Akademie zu Theil geworden, müssen wir andererseits bemerken, daß Dichter in eine Akademie der Wissenschaften gar nicht hineingehören. Die Dichter der Neuzeit sind wirklich unglückliche Wesen. Sie werden herumgestoßen im Gedränge der Zeit und haben keinen bestimmten, angewiesenen Platz. So kommt es denn freilich oft, daß sie an die hervorragenden Plätze gelangen, auf die sie gerade nicht hingehören, eben so wie es möglich ist, daß sie gestoßen und gedrängt in irgend einem finstern Winkel verschmachten. Man will ihnen eine Ehre zukommen lassen, und setzt sie unter Physiker, Philologen, Mathematiker, Archäologen, wo sie arabisch studiren können oder die Münzkunde aus dem Fundament erlernen. — Im großen Publikum wird gar nicht über die Akademie gesprochen, die Unpäßlichkeit einer mittelmäßigen Primadonna (von der Lind will ich gar nicht reden) würde mehr Sensation machen. Daß das Institut durch ein „Patent,“ welche Form nur für die wichtigsten und bedeutendsten kaiserlichen Entschliefungen gewählt wird, in's Leben gerufen wurde, ist ein Tribut der Wissenschaft gebracht.

Es befindet sich seit einigen Tagen die Abschrift des Entwurfs zu einem allgemeinen deutschen Bundespressegesetz hier, welches von Hand zu Hand geht. Die Bestimmungen

desselben wären für uns Oesterreicher allerdings ein Fortschritt im Vergleich zu unserer jetzigen Bedrängniß, für das übrige Deutschland aber wäre dies Preßgesetz ein tödtlicher Hauch, und meines Erachtens sind die jetzigen Censurverhältnisse besser als die darin verheißene „Preßfreiheit.“ Für uns Oesterreicher hat die Sache eine doppelt betrübende Seite; zuerst werden wir von der allenfallsigen Erleichterung, welches dieses Preßgesetz uns bringen könnte, nichts genießen, weil es nicht allgemeine Geltung in allen deutschen Bundesstaaten haben wird; es wird darin nämlich jedem Einzelstaat freigestellt, ob er die Censur beibehalten oder der neuen soi disant Preßfreiheit beitreten will. Wir werden also jedenfalls so glücklich sein, unserer Censur weiter uns zu erfreuen, während unsere Brüder im nicht österreichischen Deutschland, die bisher das Wort freier hatten, durch die neue Preßfreiheit halb und halb unsere Censurbrüder werden. Sie sehen, die deutsche Einheit ist fortwährend im Wachsen. —

Heute am 1. Juni ist trotz des Ausfuhrverbots das Brod wieder kleiner und auch das Fleisch theurer geworden. Letzteres kostet jetzt 11 Kreuzer per Pfund. — Aus Gegenden, die nicht weit von unserer Residenz entfernt liegen, hört man noch immer von Roboterweigerungen. In einer Gemeinde sollen, wie das — hofentlich übertriebene — Gerücht geht, die Bauern an Ketten zur Robot geführt worden sein, da sie sich unter jeder andern Form dazu weigerten! Dies und mehres Anderes wird diesmal ein Gegenstand wichtiger Besprechung für unsere Landstände werden, die in den nächsten Tagen zusammentreten und von denen einige, die auch in Prag tagen, bereits von dort zurückgekommen sind, wo diesmal die Opposition in der Majorität war. —

Wenn in einigen deutschen Zeitungen die Ernennung des Grafen Franz Stadion zum Gouverneur von Böhmen als etwas bereits Vollzogenes angekündigt steht, so müssen wir dem widersprechen. Wer Oberstburggraf von Böhmen wird, ist noch eben so unbekannt wie früher. Ist es doch noch nicht einmal gewiß, daß Graf Salm von dort wirklich auf seinen neuen Posten nach Triest abgeht. Gräfin Salm namentlich, eine geborene Fürstin Clary, die jetzt in Böhmen, wo ihre Familie das herrliche Töplitz besitzt, in den angenehmsten Familien und sozialen Verhältnissen lebt, dürfte sich wenig nach dem merkantilen Triest sehnen, wo der Adel hinter den reichen Kaufherren zurückstehen muß. Daß Graf Salm Prag jedenfalls verläßt, ist außer Zweifel. —

Eine räthselhafte Verhaftung macht jetzt Aufsehen. Der Pfarrer der Kirche zu Maria Trost ist hier gefänglich eingezogen worden; man ergeht sich in vielfache Vermuthung, deren Veröffentlichung jedoch voreilig wäre.

Die Kunstausstellung ist dies Jahr höchst unbedeutend. Man sah schon oft viel schlechtere Bilder als dies Jahr, aber den Charakter der Mittelmäßigkeit trug seit lange keine in dem Maße an sich. Natürlich folgt daraus, daß der Sinn für Plastik bei uns ganz er stirbt. Die Säle des Belvedere stehen leer, obgleich oft in einem Tage Tausende von Menschen daran vorbei und zur Eisenbahn gehen, der Rauch aus den Maschinenwerkstätten und Locomotiven verdunkelt heutzutage allenthalben die herrlichen Schöpfungen der Kunst. Aber nirgends ist das so sehr der Fall wie in Wien. Unser Kunstverein thut alles Mögliche dazu, um die letzten Funken auch noch zu ersticken. Seine Ankäufe sind oft bewunderns-

werth. Er kauft so viel als möglich Kleines, Unbedeutendes aus dem Genrefach, oder Fruchtstücke, auch kleine Landschaften, wenn sie nicht zu viel kosten, zusammen, und das nennen sie Beförderung der Kunst. Man entgegnet freilich, es seien viele Gemälde zur Verlosung nothwendig, um so viele Gönner als möglich zu befriedigen. Das ist Alles recht gut und schön, aber die Herren sollen sich nur nicht einreden, daß sie dann noch einen Kunstverein haben; im Namen ist man in Wien nicht verlegen, sie können ihn also umtaufen oder die Geschichte lieber ganz gehen lassen; es ist ja nicht nothwendig zum Leben. In's Bierhaus, auf's Land, in's Theater, in's Amt kann man gehen, auch ohne Mitglied eines Kunstvereins zu sein. In der diesjährigen Kunstausstellung ist das Bedeutendste: „Manfred's Einzug in Luceria“ von Rahl, ein Werk voll Kraft, Charakteristik Vollendung in der Ausführung. Sonst ist noch Schönes da von Gauer mann, Rottmann; auch Waldmüller ist da in seiner gewohnten Weise wie seit vielen Jahren. Die historische Malerei ist wie immer höchst ungenügend vertreten, jenes Bild von Rahl ist das einzige Bemerkenswerthe in dieser Beziehung.

Wir haben jetzt ein Theater weniger, das in der Leopoldstadt, welches Director Carl niederreißen ließ, um an seiner Stelle ein größeres zu erbauen. Es hat in letzterer Zeit die Aufmerksamkeit durch die beiden neuesten Stücke Nestroy's: „der Unbedeutende“ und „der Schüßling“ auf sich gezogen, der in dem ersten die Fragen des Sozialismus und Communismus, in dem zweiten Protection und Nepotismus, diese beiden Grundübel unserer Verhältnisse in's Gebiet der Wiener Posse ziehen wollte. Eine Wiener politische Localposse! Wahrlich wunderbar. Soll diese vielleicht ein Bild des Wiener Lebens abgeben, des politischen Lebens der untern Volksclassen? Die Herren und Damen der höhern Stände haben sich recht gut dabei unterhalten, sie haben wenigstens klatschen können ohne sich schämen und über die Boten obligat erröthen zu müssen. Es ist viel Geistvolles und Witziges darin. Nestroy hält eine wenigens $\frac{1}{4}$ Stunde dauernde humoristische Vorlesung, dann kommen Witze und Einfälle, Schlag auf Schlag, und daneben läuft wie eine Schnur, die die unächten Perlen zusammenhalten soll, die Handlung fort. Ein Volkstheater, und das Volk geht nicht hinein! Es ist als ob ein Lehrer Gegenstände aus den obern Classen tradiren wollte; aber seine Schüler gehen hinter die Schule und statt ihrer kommen Erwachsene und applaudiren und wundern sich, daß der Lehrer seinen Schülern solche Sachen vorträgt. Ueberhaupt hat bei uns dieses windige Jagen nach Witz, dieses Wortverdrehen schon Schaden genug angerichtet und den Geschmack gehörig untergraben. Es ist Zeit endlich dahin zu wirken, daß das aufhört. Wir wollen einen Verein dagegen stiften und zu unserer Hilfe, wenn auch nicht die Polizei, so doch den guten Geschmack und den Sinn für das Edlere und Bessere aufrufen. Es ist übrigens eine interessante Erscheinung, daß zwei so heterogene Geister wie Bauernfeld und Nestroy ganz auf dieselbe Weise ihr verschiedenes Ziel erreichen wollen, beide ohne Handlung, beide durch Dialog und humoristische Vorlesung.

Die italienische Oper gefällt heuer nicht. Die Gesellschaft ist sehr gut, das Ensemble vorzüglich, die „ewige“ Primadonna Tadolini dieselbe wie seit Jahren. Es ist allerdings ein gutes Zeichen, daß die Begeisterung dafür er-

loschen ist. Zwar gibt es noch Beifall und Kränze in Masse. Aber das geht nur von einem kleinen Theil des Publikums aus, namentlich den Italienern, bei denen der Patriotismus und der Kunstgeschmack dieselbe Livrée tragen. Wozu sollen wir Jahr für Jahr eine italienische Operngesellschaft unterhalten, zumal jetzt, wo die italienische Musik zu einer nie geahnten Leere und Gehaltlosigkeit herabgesunken ist. Man sucht alte, unbedeutende Fabrikate älterer Meister hervor und tischt sie auf, um nur „zum ersten Male“ auf den Zettel setzen zu können. Die deutschen Meister haben sich während der deutschen Saison keiner ähnlichen Begünstigung zu erfreuen, von Glück ist gar keine Oper, von Weber nur „der Freischütz“ auf dem Repertoire; Marschner's und Lindpaintner's Opern werden fast gar nicht gegeben. Und das ist ein deutsches Operntheater. Unsere heurigen Novitäten, waren: „die Musketiere“ von Halevy, „Semiramis von Rossini und die schlechte Oper von Flotow: „der Förster.“ Und das ist ein deutsches Operntheater! Es ist Schade, daß wir keine englische Oper hier haben, dann würden wir vielleicht deutsche Musik zu hören bekommen.

Das Burgtheater befindet sich sehr wohl. In diesem Augenblicke schläft es, weil es so heiß ist, dann fangen die Ferien an, dann wird es schlafen, weil es wieder heiß sein wird, und dann wird es schlafen, weil es die Censur seiner Gesundheit zuträglich erachtet. Das Neueste war „Ziani und seine Braut“ von Hermannsthal, das recht gut wäre, wenn der Held nicht wechseln würde. Im ersten und zweiten Act ist Ziani der Held, im dritten und vierten „seine Braut“. Es muß Jeder etwas haben; die Wiener Dichter scheinen überhaupt an Venedig und seinem Jammer sich besonders zu erfreuen, es ist dies in diesem Jahre schon das zweite Stück, das in Venedig spielt. Man macht es uns wie den kleinen Jungen: „Siehst Du, so schaut es in einer Republik aus. Nimm Dir ein Beispiel daran.“ — Frau von Weisenthurn ist gestorben. An ihrem Grabe sind, wenn auch nicht Melpomene und Thalia, so doch viele andere literarische Notabilitäten gestanden. — Herr von Holbein gibt Lebenserinnerungen heraus. Er mag viel zu erzählen haben; wenigstens müssen wir einräumen, daß wir ihm Unrecht gethan haben. Wir dachten, man kann ein Theater nicht schlechter dirigiren als Herr von Holbein; die Zeit hat bewiesen, daß Graf Dietrichstein noch mehr von der Kunst, ein Theater zu Grunde zu richten, zu erzählen weiß.

Das Maifest der Künstler auf dem Rahlenberg ist auch dieses Jahr sehr heiter und reich an geistiger Anregung begangen worden.

In der Literatur nicht viel Neues. Ein junger hiesiger Literat, S. Engländer, Einer von den Wenigen, die etwas Besseres anstreben, begründet ein neues Unternehmen „der Salon“, das in Heften erscheint. Er hat viele und langdauernde Kämpfe mit all' den verschiedenen feindlichen Mächten der Censur bestanden. Wir wünschten gerne zu wissen: warum? Im ersten Hefte ist nichts so Schreckliches, was den Herren Censoren schlaflose Nächte bereiten könnte. Zwei sehr interessante Beiträge von Friedrich Hebbel sind das Wichtigste darin. Wir wünschen viel Glück.

S